

## Rezensionen



UDO KELLE, 2007:  
Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte. Wiesbaden: VS Verlag.  
ISBN-13: 9783531153124,  
ISBN-10: 3531153129,  
331 Seiten,  
34,90 EUR.

Udo Kelle arbeitet seit langer Zeit an einem (extrem) wichtigen und schwierigen Thema: Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Das dazu jetzt unter diesem Titel erschienene Buch fasst die über die Zeit entstandenen Positionierungen und (praktischen) Umsetzungen zusammen und gießt sie in ein „integratives Programm empirischer Sozialforschung“. Das Buch enthält 12 Kapitel, die sich in fünf thematische Punkte gruppieren lassen. Die Kapitel 1 und 2 eröffnen die Diskussion um die beiden Schulen von „quantitativer“ und „qualitativer“ Sozialforschung, die sich (zunächst) leicht auch unterschiedlichen theoretischen Orientierungen und der Dichotomie von „erklärenden“ und „verstehenden“ Ansätzen zuordnen lassen. Das Kapitel 3 geht auf einen Kernbereich der gesamten Argumentation ein: Es gebe im Bereich der gesellschaftlichen Phänomene immer nur „Strukturen begrenzter Reichweite“. Damit ist gemeint: bestimmte Zusammenhänge gelten nur bei einer gewissen Stabilität eines (Reproduktions-)Gleichgewichts von Handeln und Strukturbildung. Zu Änderungen kann es jederzeit kommen, insbesondere

durch die „agency“ der Akteure: ihre Fähigkeit, neue Wege zu gehen, aber auch durch exogen verursachte neue Problemlagen. Daraus wird ein Zentralargument für die Integration von quantitativen und qualitativen Methoden abgeleitet: Quantitative Studien sind nötig, um die in den (begrenzten) Gleichgewichten vorhandenen Verteilungen von Eigenschaften verlässlich zu ermitteln, qualitative, um herauszufinden, über welche (Mikro-)Mechanismen sich die (begrenzten) Gleichgewichte von Handeln und Strukturen herausbilden und reproduzieren. Das läuft (zwingend) auch auf eine Auflösung des anderen Dualismus hinaus, dem zwischen Erklären und Verstehen, zwischen „Kausalität“ und „Sinn“ also. Dieser Problematik sind die dann folgenden Kapitel 4 bis 9 gewidmet. Kapitel 4 nimmt sich die Grenzen des „deduktiv-nomologischen Modells sozialwissenschaftlicher Erklärung“ vor. Gemeint ist das (inzwischen) bekannte Badewannen-Modell, wie es in der Variante von Coleman auch als „Rational-Choice“-Ansatz bekannt geworden ist. Der zentrale Punkt bei den „Grenzen“ ist, dass die in diesem Modell „zur Erklärung herangezogenen Theorien fast immer durch Brückenhypothesen und Zusatzannahmen ergänzt werden müssen, um empirischen Gehalt zu gewinnen“, aber weil die betreffenden „Strategien hypothetisch-deduktiver Theoriebildung und Forschung keine Verfahren zur Verfügung stellen, um solche Brückenhypothesen empirisch begründet zu formulieren“, fehlt ihnen grundsätzlich etwas. Das macht die Verwendung vor allem der qualitativen Verfahren „unumgänglich“ (S. 82), etwa zum Rückgriff auf eine „Gewohnheitsheuristik des Alltagswissens“, die die Akteure, etwa durch kulturell festgelegte und inhaltlich oft sehr spezifische „Handlungsmaximen“, leitet und ohne deren Einbezug man allein mit einer abstrak-

ten Theorie, etwa der RC-Theorie, gar nichts sagen könne. In Kapitel 5 wird sozusagen die andere Seite aufs Korn genommen: Die Vorstellung, dass die Intentionalität des menschlichen Handelns einen Gegensatz zur kausalen Erklärbarkeit konstituiere, weil, so die dualistische These, der Begriff des Handelns die Intentionalität schon logisch impliziere und sie daher auch keine eigenständige Ursache sein könne. Diese (lange) Debatte beruht (wie so oft bei bloß philosophischen Denküben) auf einer eigentlich leicht klärbaren definitorischen Unterscheidung: Begriffsnominalistisch kann man das ruhig so sehen („Handeln“ ist definiert als ein „Verhalten“ mit Intentionen, warum nicht?), aber theoretisch (und empirisch) gibt es keinen Grund, Intentionen nicht als „Ursachen“ anzusehen, wie das etwa die Wert-Erwartungstheorie oder die Einstellungstheorie tut, die die Intentionen oder die Einstellungen als den Reaktionen kausal vorgeordnet ansieht. Kurz: Sinnverstehen und kausale Erklärung sind keine Gegensätze, sondern Teil ein und desselben Zusammenhangs, dem der „doppelten Hermeneutik“ nämlich, wie das Anthony Giddens einmal ausgedrückt hat. Wichtig wird dann, dass bei solchen Intentionen-Erklärungen auch die „Alltagstheorien“ der Akteure (ihre Erwartungen über kausale Zusammenhänge also) bzw. gewisse „Handlungsmaximen“ (also für sozial gültig angenommene Regeln oder gar „Gesetze“ ihres Tuns) in den Mittelpunkt rücken – und empirisch erfasst werden müssen. Hier stellt sich dann aber gerade für eine (nahe liegende) Verwendung qualitativer Verfahren die Frage nach der Fallauswahl und der Geltungsreichweite, und die (ebenso nahe liegende) Empfehlung ist der Einsatz auch quantitativer Verfahren zur Kontrolle dieser beiden Probleme. Die Kapitel 6 bis 9 greifen dann verschiedene Aspekte und Teilprobleme der Berücksichtigung von Kausalität in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung und empirischen Sozialforschung auf. In Kapitel 6 wird das Problem

der (meist zahllosen) Hintergrundbedingungen für die kausale Wirkung bestimmter „Faktoren“ angesprochen und welche dieser Hintergrundbedingungen bei einer „akteursorientierten Sozialforschung“ speziell zu beachten sind: externe Umstände, die als „weil-Motive“ wirksam werden können, die Intentionen der Akteure als ihre „um-zu“-Motive und gewisse, „mehr oder weniger lokale Handlungsregeln bzw. –maximen, die Handlungsziele und Handlungsbedingungen zu sinnvollen Handlungsstrategien verknüpfen“ (S. 164), die „Frames“ und die „Skripte“ also, die es für typische Situationen gibt. Die wohl wichtigste Botschaft an die „verstehende“ (qualitative) Methodologie ist dabei, dass auch hier, wenigstens implizit, stets kausale Argumentationen vorgenommen werden – ganz gegen die dort oft herrschende Vorstellung, dass das eine ganz unangemessene Kategorie sei, wenn es um den „Sinn“ gehe. Das Kapitel 7 behandelt dann die Frage der Kausalität bei kleinen Fallzahlen, wie sie in der vergleichenden Sozialforschung oft vorkommt (und mit dem Konzept der „Qualitativen Komparativen Analyse“ nach Ragin eine systematische Fassung gefunden hat). In Kapitel 8 geht es um das Problem der (Nicht-)Determinierung des Handelns, also des in den Sozialwissenschaften üblichen Falls großer Anteile nicht erklärter Varianzen, und in Kapitel 9 um die Frage der Aufdeckung von Scheinbeziehungen durch die (bekannteren) Verfahren der statistischen oder der (quasi-)experimentellen Kontrolle von Hintergrundvariablen. Das Fazit ist für alle diese Fälle und Problemlagen: Eigentlich sucht man nicht nach fixen Kausalfaktoren und –beziehungen, sondern nach den diesen Zusammenhängen „underlying, generative processes“, bei denen die „statistischen Aggregatphänomene“ durch generative Mechanismen erklärt werden, die auf „Mikromodelle(n) sozialen Handelns“ beruhen. Die Kausalfaktoren sind also nicht selbst schon Teile des Explanans für die Erklärung gewisser Sachverhalte, sondern

ihrerseits Explananda. Zu Recht wird in diesem Zusammenhang auf das Makro-Mikro-Makro-Modell verwiesen, das aber, wie in Kapitel 4 dargelegt wird, nur eine abstrakte Theorie anbieten und daher (leider) aus sich heraus keinen empirischen Gehalt vorweisen könne. Für die Ermittlung der nun nötigen Brückenhypothesen müsse man über diesen Ansatz hinausgehen. Die Kapitel 10 bis 12 skizzieren schließlich das Programm einer integrativen Sozialforschung. In Kapitel 10 wird an verschiedenen Beispielen die Fruchtbarkeit der komplementären Kombination von qualitativen und quantitativen Verfahren demonstriert: die Erklärung „überraschender“ statistischer Ergebnisse oder die Aufdeckung von Validitätsproblemen bei Interviews etwa. Das Kapitel 11 bildet sozusagen das kanonisierte Konzentrat des Programms. Der „harte“ Kern des Vorschlags besteht aus vier Elementen (S. 264): ein „nicht-nomothetisches Kausalitätskonzept“, die Überwindung des Dualismus von Verstehen und Erklären, ein Konzept von gleichzeitig „theoriegeleiteter“ und „empirisch begründeter Theoriebildung“, das den Dualismus von explorativer und hypothesengeleiteter Forschung überwinden soll, und die Überwindung der Schwächen sowohl des einseitig „hypothetiko-deduktiven“ Modells, wie das eines ebenso einseitigen theorielosen „Induktivismus“. Vor diesem Hintergrund wird das Modell eines Forschungsablaufs skizziert, bei dem in den verschiedenen Phasen die eigenen Leistungen und Vorzüge jeweils der qualitativen wie der quantitativen Methoden zum Zuge kommen sollen: Festlegung und Feststellung eines Explanandums; die „Konstruktion des Explanans“ über einen als Heuristik fungierenden, abstrakten, universellen, aber empirisch leeren Theorierahmen, der dann auf verschiedene Weise mit empirischem Gehalt gefüllt wird; und schließlich die Überprüfung der Geltungsreichweite der so theoretisch begründeten und empirisch gefundenen Beziehungen von Kausalfaktoren (begrenzter Reichweite)

durch „zusätzliches empirisches Material“. Den Abschluss bilden zwei Modelle der Kombination von qualitativen und quantitativen Verfahren und in Kapitel 12 eine Art Epilog über die „Empirische Sozialforschung jenseits des Methodendualismus“.

Es kann gar keinen Zweifel geben, dass Udo Kelle einen außerordentlich wichtigen, informativen, durchdachten, lesens- und beherzigenswerten Vorschlag zur Überwindung einer der ärgerlichsten Spaltungen in der (empirischen) Sozialwissenschaft vorgelegt hat. Dass dabei eine in weiten Teilen sehr informative, manchmal fast lehrbuchreife Sammlung von wichtigen Einzelheiten, etwa in den Kapiteln über die Kategorie der Kausalität abfällt, sollte nicht unerwähnt bleiben.

Gäbe es denn dann überhaupt etwas zu bemängeln? Wir glauben schon, und auch, dass es kein peripherer Punkt ist (und viele kleinere kritische Punkte seien belassen), wengleich letztlich das alles für die praktische Arbeit keinen sonderlichen Unterschied macht. Udo Kelle kritisiert in Kapitel 4 und immer einmal wieder über das ganze Buch hinweg das Modell der soziologischen Erklärung, welches er für unzureichend hält. Dabei konzentriert sich seine Kritik auf ein spezielles Problem: die Verbindung der universal-abstrakten Terme der Handlungstheorie bei der Logik der Selektion mit den stets spezifischen und (in der Tat: meist) begrenzten Strukturen in der Logik der Situation, den Brückenhypothesen also. Dem Modell der soziologischen Erklärung wird dabei unterstellt, dass diese Verbindung etwas sei, was ihm eigentlich ganz fremd wäre und dass es daher immer einer „Ergänzung“ bedürfe, die nur von außen kommen könne (etwa dann ggf. auch über qualitative Verfahren). Vor diesem Hintergrund sieht Kelle zwei, jeweils für sich unvollständige „Typen theoretischer Aussagen“: Empirisch gehaltvolle Aussagen mit raum-zeitlich begrenztem Geltungsbereich

einerseits und Konzepte und Aussagen mit großem oder gar universellem Geltungsbereich mit geringem oder ganz fehlendem empirischen Gehalt. Die abstrakten Konzepte sind die an sich „leeren“ Heuristiken der diversen Theorieangebote, die es im Forschungsprozess mit „gegenstandsbezogenen empirischen Aussagen“ zu verbinden gilt, damit sie (raum-zeitlich stets begrenzten) „empirischen Gehalt“ bekommen. Und dafür ist die Kombination quantitativer und qualitativer Verfahren das geeignete Mittel.

Was ist dazu zu sagen? Vier Punkte erscheinen wichtig, um den Vorschlag von Udo Kelle, vor dem Hintergrund der im Modell der soziologischen Erklärung bereits seit langem ausgearbeiteten Möglichkeiten und Vorgaben, einordnen zu können. Erstens: Es ist einfach unzutreffend, die Formulierung und Validierung von Brückenhypothesen als eine dem Modell der soziologischen Erklärung externe, fremde oder gar widersprechende „Zusatzaufgabe“ zu deklarieren. Das hat schon den allgemeinen methodologischen Grund, dass keine Theorie mit latenten, abstrakten Variablen ohne irgendeine empirische Interpretation prüfbar ist und es das Problem der „Hilfstheorien“ also sowieso immer schon gibt. Allein deshalb stehen die Brückenhypothesen im Zentrum des ersten Schrittes einer jeden soziologischen Erklärung, und es ist kaum nachzuvollziehen, wieso das als ein innerhalb der Konzeption eigentlich nicht vorgesehenes oder gar nicht zu lösendes Problem angesehen wird. Damit wird zweitens auch sofort erkennbar, dass die abstrakte Handlungstheorie, auf die sich die Brückenhypothesen beziehen, mehr sein muss als eine bloße „Heuristik“: Es muss (möglichst) genau spezifiziert werden, wie denn bestimmte „raum-zeitlich begrenzte“ empirische Situationsparameter mit welchen Variablen der universal-abstrakten Handlungstheorie variieren, etwa: je größer die Gruppe, umso kleiner ist die Erfolgserwartung für den Effekt des eigenen Tuns. Die abstrakte Variable ist hier die eine

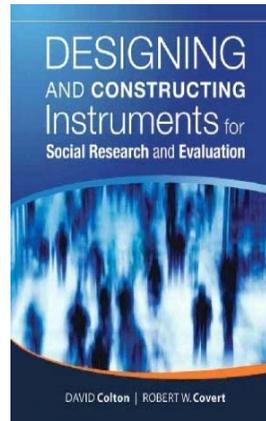
„Erwartung“, die konkret-empirische Strukturbedingung die Gruppengröße, und der einfachste Fall wäre eine lineare Verbindung, die, wenn sie nicht stimmt, genauer zu betrachten wäre und sich auch wieder ändern kann (was praktisch sehr lästig ist). Diese Verbindung folgt sicher nicht schon aus der Handlungstheorie, aber sie valide zu bestimmen, ist im Rahmen des Modells der soziologischen Erklärung auch kein besonderes methodologisches Problem (wenngleich meist ein schwieriges praktisches Geschäft), sondern genuiner Teil der Bestimmung der „Logik der Situation“. Schon hier kann es – drittens – um den „Gehalt“ der ganzen Theorie gehen: den logischen Gehalt nämlich, dass möglichst viel an (potentiellen) Falsifikatoren in der abstrakten Handlungstheorie vorkommt und nicht, wie bei den lockeren Heuristiken üblich, eigentlich schon logisch und begrifflich so gut wie alles möglich ist und damit die Unwiderlegbarkeit schon formal erzwingt – noch vor jeder empirischen Interpretation. Noch der vierte Punkt. Nur auf der Ebene der abstrakten Handlungstheorie liegt dann auch der (letzte) Rest an allgemeinem Hempel-Oppenheim-Gesetz, das für den Anspruch einer über den Fall und das jeweilige Strukturgleichgewicht hinausweisenden Erklärung unerlässlich ist, und ansonsten ist in der Tat alles mehr oder weniger von „begrenzter Reichweite“. Das aber ist für das Modell der soziologischen Erklärung auch die Grundlage für den Anspruch, weiterhin eine „universale“ und „nomothetische“ Angelegenheit zu sein, wobei sich das eben nicht auf Strukturzusammenhänge, sondern nur (noch) auf die Selektionstheorien bezieht, denen, so die Annahme, die Menschen so ziemlich universell folgen. Wenn es das nicht gäbe, stünde man außerhalb der Gleichgewichte begrenzter Reichweiten theoretisch mit recht leeren Händen da.

Das Hauptergebnis der Studie kann sich jedoch sehen lassen und die Hardliner beider Seiten sollten es sich genau ansehen –

und hinter die Ohren schreiben: Es gibt keinen Grund für irgendeinen „qualitativen“ induktivistisch-theoriefreien Dualismus auf der einen Seite und es gibt ebenso keinen Grund für die Annahme eines „quantitativen“ deduktivistischen Universalismus kausaler Gesetze auf der anderen. Es gibt einige Besonderheiten der Sozialwissenschaften, die es erzwingen, sich oftmals sehr genau die historisch und sozial sehr spezifischen (Mikro-)Verhältnisse anzusehen, aber das heißt noch lange nicht, dass damit auch die allgemeinen Regeln der Theoriebildung und -prüfung, wie sie für alle Wissenschaften gelten, etwa die Überprüfung der Geltungreichweite eines Zusammenhangs oder die Annahme von Kausalbeziehungen auch bei der Erklärung von Handlungen, außer Kraft gesetzt sind. Dem ist nichts hinzuzufügen, und man muss Udo Kelle sehr dankbar sein, dass er die Grenzen der beiden Extrempositionen und die Unhaltbarkeit der damit verbundenen Dualismen überzeugend begründet und unvoreingenommen und ausbalanciert vorträgt. Die Integration der qualitativen und der quantitativen Verfahren fällt dann wie eine reife Frucht vom Baume – und mancher wird sich fragen: warum gab es denn eigentlich darüber mal einen Streit?

HARTMUT ESSER, MANNHEIM

\* \* \* \* \*



DAVID COLTON and ROBERT W. COVERT, 2007: Designing and Constructing Instruments for Social Research and Evaluation. 1. Auflage. San Francisco: Jossey-Bass, 412. Seiten, ISBN: 978-0-7879-8784-8, 44,99 EUR.

Der Band tritt mit einem ambitionierten Titel an, der einen an der Umfrageforschung interessierten Leser zunächst zu der Annahme führt, es handle sich um ein Buch, in dem – zumindest auch – ausführlich über die Fragebogenkonstruktion informiert wird. Bei genauerer Inspektion zeigt sich jedoch, dass es sich eher um ein Einführungslehrbuch in die Methoden der empirischen Sozialforschung mit Schwerpunkt Instrumentenentwicklung (Beobachtungsbögen, diagnostische Instrumente, Fragebögen, Check-Listen, Tests, Beurteilungsbögen) handelt. Das Buch gliedert sich in 3 Hauptabschnitte, die mit „Grundlagen“, „Anwendung“ und „Organisation und Durchführung“ überschrieben sind, die intern in 15 Unterkapitel untergliedert sind:

Das einleitende Kapitel 1 liefert zunächst einige konzeptionelle Überlegungen zu den charakteristischen Differenzierungen verschiedener Arten von Instrumenten und ihrer Bestandteile. Hier wird auch der Prozess der Konstruktion eines Instruments entworfen, der im Verlauf des Bandes immer wieder aufgegriffen wird. In dieser Betonung des Prozesshaften liegt sicher eine der Stärken des Bandes, indem nicht nur die aus wissenschaftstheoretischer Sicht zu lösenden Aufgaben diskutiert, sondern auch die notwendigen Arbeitsschritte – und